

Interview zur Migrationsausstellung

- Gertraud Strohm-Katzer im Gespräch mit Julia Schade, presse@migrationsausstellung.de

Frau Strohm Katzer, was für einen Bezug haben Sie persönlich zu dem Ausstellungsprojekt?

Ich bin Literaturwissenschaftlerin und habe mich nach meiner Zeit an der Universität Bielefeld selbstständig gemacht. Unter anderem habe ich als Kulturmanagerin gearbeitet; seit zwei Jahren bin ich an der Volkshochschule Minden Bad-Oeynhausen tätig. Das Thema Migration war für mich schon in meiner Zeit als Freiberuflerin wichtig: Ich habe im Bereich Deutsch als Fremdsprache gearbeitet, auch als Coach für Migranten. In der VHS bin ich jetzt im Bereich politische Bildung und Kultur beschäftigt; auch dort spielt diese Thematik eine Rolle.

Was erwartet die Besucher Ihrer Ausstellung?

Ca. 70 Fotoporträts mit dazugehörigen Texttafeln geben einen Einblick in unterschiedliche Migrationsgeschichten der letzten 70 Jahre. Die Porträts und Texte sind über einen Zeitraum von fast acht Jahren entstanden. Die Beteiligten sind ganz unterschiedlichen Alters und unterschiedlicher kultureller Herkunft.

Wie entstand die Idee dazu?

Die Idee zu dem Projekt wurzelt in meiner Arbeit in der Stadt Espelkamp. Espelkamp ist eine der berühmtesten Flüchtlingsstädte Deutschlands, die ihre heutige Gestalt den vielen dort angesiedelten Zuwanderern verdankt. Die Frage, ob man Deutschland als Einwanderungsland bezeichnen könne, war 2005/6 in der öffentlichen politischen Debatte noch sehr präsent. Es gab also gewissermaßen eine politische Stimmung, in die hinein Hermine Oberück und ich etwas tun wollten, um Wertschätzung und Respekt gegenüber den Migranten zu zeigen. Ich selber plante in dieser Zeit den Aufbau eines Migrationsmuseums in Espelkamp und stand in Kontakt mit dem Migrationsforscher Klaus J. Bade, der seit Jahren forderte, dass Deutschland sich als Einwanderungsland begreifen und entsprechend handeln müsse.

Womit begann Ihre Arbeit an der Ausstellung?

Den Beginn machte ein Begegnungsprojekt zusammen mit der Diakonie und dem Jugendmigrationsdienst in Espelkamp: Junge Flüchtlinge aus Afghanistan und anderen Ländern unterhielten sich mit Heimatvertriebenen aus Schlesien und Pommern, das war eine spannende Geschichte. Zunächst war es eine Projektwoche, aus der eine Präsentation entstanden ist. Die Ausstellung speiste sich zunächst aus den Ergebnissen dieser Projektwoche; neben Fotoporträts und Texten gab es auch Collagen, die die Jugendlichen im Laufe des Projekts angefertigt hatten. Zunächst war sie im Söderblom-Gymnasium in Espelkamp zu sehen. Wir selber hatten dann Lust, die Ausstellung auch in anderen Städten zu zeigen, denn wir wollten uns mit der Frage auseinandersetzen, wie die Situation von Migranten sich andernorts darstellt. Die Bedingungen, mit denen die Migranten vor Ort konfrontiert waren, waren in der Tat sehr unterschiedlich.

Also haben Sie lokale Differenzen festgestellt?

Lokale Differenzen hängen stark damit zusammen, was für Strukturen vor Ort bestehen. Die Willkommenskultur ist je nach Region ganz unterschiedlich ausgeprägt. Es gibt in jedem Fall Unterschiede darin, wie die Reaktionen der sogenannten „Anderen“ auf bestimmte Einwanderergruppen ausfallen. Jenseits staatlicher Hilfsangebote oder Angebote sozialer Institutionen sind die Erfahrungen der Zuwanderer doch noch relativ individuell: Sie haben sowohl Hilfe als auch Ablehnung erfahren. Das war damals unser Eindruck, und wir haben dieses Phänomen immer wieder gefunden.

Was möchten Sie mit der Ausstellung zeigen?

Vor dem politischen Gesamtpanorama ist wichtig: Vorurteile beruhen auf Pauschalisierungen, auf Zuschreibungen zu einzelnen nationalen oder ethnischen Gruppen, die aus alten Klischees herrühren. In dem Augenblick, in dem man eine einzelne Person zeigt und ihre individuelle Geschichte deutlich macht, merkt man: So einfach ist das alles nicht. Das Individuelle war uns wichtig. Auch im Blick auf die Chancen und Beschränkungen, die diese Personen hier erfahren. Dabei geht es einerseits um die Frage nach dem Grund, aus dem sie hierhergekommen sind. Andererseits aber auch um ihre Fähigkeiten, die sie mitbringen. Diese Menschen haben teilweise schon lange Geschichten. Das ist ein Phänomen der Zuwanderung, das oft vergessen wird – nicht zuletzt aufgrund der Sprachbarriere. Wenn die Sprache nicht da ist, fehlt es an Möglichkeiten der Darstellung und Vermittlung. So wird nicht sichtbar, dass die Einwanderer ja zum Teil auch Akademiker sind oder Menschen mit viel Berufserfahrung. Sie kommen hierher und haben kein Ansehen. Unser Anliegen war und ist es, ihre Geschichten einzufangen: Wie war es damals, wie ist es jetzt? Insofern das in so kurzen Begegnungen möglich ist, wollten wir zumindest ein paar Facetten dessen aufzeigen, was an Geschichten dahinter

liegt, wenn man das Einzelschicksal betrachtet. Wichtig waren uns neben dem Individuellen aber auch Muster und Ähnlichkeiten. Das wird anhand der 70 Porträts deutlich.

Sind da bestimmte Grundmuster, die Sie kurz umreißen können?

Ein gewisses Muster ist in der Sprachproblematik erkennbar. Es wird deutlich, dass die Sprache ein wichtiges Mittel ist, um heimisch zu werden – ich vermeide das Wort Integration, weil dieser Begriff oft zu sehr von der Aufnahmegesellschaft her geprägt und beurteilt wird. Der Titel unserer Ausstellung – die persönliche Aussage einer Porträtierten - hat insofern auch eine ironische und eine kritische Dimension. Sprache erleichtert vieles, aber das muss natürlich nicht der einzige Faktor sein. Wir haben auch Menschen getroffen, die die deutsche Sprache nicht besonders gut beherrschen, aber ihren Weg dennoch sehr gut gemacht haben. Der Erstkontakt am Zielort entscheidet aus meiner Sicht oft darüber, wie die Dinge sich für die Einwanderer weiterentwickeln.

Wie wirken Porträts und Interviews in der Ausstellung zusammen?

Die Ausstellung ist unser gemeinsames Projekt, das Konzept ist gemeinsam erarbeitet und im Laufe der Jahre immer wieder gemeinsam modifiziert und überprüft worden. Die Vorarbeiten an den einzelnen Ausstellungsstandorten werden von uns gemeinsam durchgeführt. Aber daneben hat jede von uns ihren spezifischen Bereich in der Zusammenarbeit; ich bin in der konkreten Ausführung für das Textliche zuständig. Das Zusammenwirken ergibt sich durch unsere Vorarbeit. Wenn wir die Leute, die wir porträtieren, kennenlernen, unterhalten wir uns anschließend über unsere Eindrücke. Sowohl die Auswahl der Fotos als auch die Interviews geben einen bestimmten Eindruck. Diesen Eindruck vermitteln wir uns gegenseitig und versuchen dann herauszufinden, was uns persönlich anspricht. Es ist natürlich eine individuelle Auswahl. Vieles an den Fotos und Interviews ergänzt sich, manchmal taucht aber auch ein Kontrast auf zwischen der Aussage eines Porträtierten und seiner bildlichen Selbstpräsentation.

Machen Sie diese Kontraste sichtbar, oder versuchen Sie, sie einzuebnen?

Wir meinen, dass die Kontraste durchaus sichtbar werden. Der Betrachter ist ja „im Bild“, jeder kann also seinen eigenen Zugang dazu finden. Texttafel und Bild dienen dazu, im Kopf des Betrachters etwas anzureißen und Verbindungen sichtbar zu machen, genauso wie die Bilder untereinander einen Dialog herstellen. Das ist eine unserer Absichten: Je mehr Beispiele, je mehr unterschiedliche Generationen in den Porträts sichtbar sind, desto mehr regen sie zum Vervollständigen und zum Weiterdenken im Kopf an.

Wie politisch ist die Ausstellung?

Das hängt davon ab, was man unter politisch versteht. Es ist in gesellschaftspolitischer Hinsicht ganz wichtig, sich damit zu beschäftigen, dass unsere Gesellschaft sehr viel heterogener geworden ist, bunter, vielfältiger. Wir meinen, dass die Ausstellung einen dokumentarischen Beitrag zu Respekt und Wertschätzung leisten, aber auch eine Anregung zum Nachdenken geben könnte, zum Hinterfragen von eigenen Vorurteilen. Eine politische Lösung ist natürlich nicht enthalten.

Die Ausstellung ist also ein Plädoyer für...

... für den Respekt vor der Geschichte der Menschen. Für Verständnis dafür, was es bedeutet, sein gewohntes Umfeld zu verlassen und sein Leben umzukrempeln. Das ist für uns jedes Mal eine emotionale Erfahrung, wenn wir in die Interviews und Porträts gehen. Das wird oft vergessen, gerade wenn es Debatten um sogenannte Wirtschaftsflüchtlinge gibt. Da ist die Aufnahmegesellschaft oft äußerst arrogant.

Inwiefern halten Sie uns als Aufnahmegesellschaft mit der Ausstellung einen Spiegel vor?

Man sieht ja anhand mancher Texttafeln, wie den Menschen beispielsweise auf dem Ausländeramt oder bei der Ausbildungs- und Arbeitssuche begegnet wurde. Da werden auch Diskriminierungen erkennbar und Erfahrungen im Sinne eines „ich konnte nicht, obwohl ich es wollte“.

Was sind das für Schicksale, die Sie mit Ihren Porträts einfangen? Können Sie das mit einigen Beispielen veranschaulichen?

Es ist zunächst ein Unterschied, ob die Leute zwei Jahre da sind oder 50 Jahre. Uns ist wichtig, dass unter Migration auch die Flüchtlinge und Heimatvertriebenen nach dem zweiten Weltkrieg fallen, die sich viele Jahre abgegrenzt haben und sich nie und nimmer zu dieser Gruppe der ‚Migranten‘ hätten zuordnen wollen. Als wir damals in Espelkamp angingen, gab es von deren Seite viele Vorbehalte: Was haben wir denn z.B. mit den tschetschenischen Flüchtlingen zu tun? Aber es stellte sich heraus, dass man eben doch etwas damit zu tun hatte.

Beispielsweise gibt es da eine Frau, die 1946 aus Schlesien fliehen musste und dann in Espelkamp andere „Vertriebene“ getroffen hat. Es gab ganz behelfsmäßige Wohnmöglichkeiten; man musste etwas tun und anpacken. Im Rückblick hat verbindet sie diese Situation mit einem außerordentlichen Gemeinschaftsgefühl, das dazu geführt hat, dass die Menschen dort sesshaft geworden sind. Diese

Frau war sehr mutig, denn sie hat nicht auf den entstehenden Staat gewartet, sondern gesagt: Wir müssen selber etwas tun.

Ein anderes Beispiel ist der Flüchtling aus Srebrenica, der zwar schon Jahre hier lebt, aber immer noch traumatisiert ist. Einmal im Jahr fährt er in seine alte Heimat – es werden immer noch Gebeine der Ermordeten ausgegraben, und er nimmt an der Identifizierung teil. Er kann dieses Trauma nicht loslassen.

Noch eine ganz andere Geschichte ist die einer jungen Türkin. Sie ist in der zweiten Generation hier, trägt Kopftuch, macht Abitur und sagt ganz selbstbewusst: „Ich bin gläubige Muslimin, aber ich will studieren, einen Beruf ergreifen und niemand kann mir ausreden, das Kopftuch zu tragen. Das ist für mich ein eher emanzipatorischer Akt. Ich zeige damit, dass ich einen bestimmten Glauben habe, aber ich fühle mich durchaus verwurzelt in der deutschen Gesellschaft.“

Gibt es Menschen unter den Porträtierten, von denen Sie sagen würden, sie sind hier angekommen?

Ja, auf jeden Fall. Aber wir haben das Gefühl, dass manche immer noch im Dazwischen leben. Manche können damit gut leben, Andere kommen finden sich nicht so gut zurecht. Das hängt natürlich auch damit zusammen, dass Einige wieder zurückgegangen sind und dann in ihrem ehemaligen Heimatland nicht zurechtgekommen sind.

Beurteilen Menschen, deren Einwanderung schon lange zurückliegt, ihre Situation im Rückblick anders?

Wir haben unter Anderem Studierende interviewt, die gerne hierbleiben möchten. Sie kommen mit einer ganz anderen Vorbereitung her und finden sich schneller zurecht. Es sind also auch Menschen dabei, die ganz bewusst aus ihrem Heimatland ausgewandert sind. Auf der anderen Seite haben wir Leute dabei, die vierzig Jahre hier sind und immer noch nicht richtig zurecht kommen, die leiden und die Brüche in ihrer Biographie noch nicht so gut verkraftet haben. Andere sind wenige Jahre hier und blicken relativ optimistisch in die Zukunft.

Nach welchen Gesichtspunkten haben Sie die porträtierten Personen ausgewählt?

Es gibt zunächst immer ein Kriterium, das einen gewissen Teil von Menschen ausschließt: Die Leute müssen, damit ihre persönliche Geschichte auch gut und einigermaßen authentisch vermittelbar ist, möglichst gut deutsch sprechen. In ganz wenigen Einzelfällen haben wir Übersetzer dabei gehabt,

aber die Situationen waren schwierig. Dann haben wir die Hypothese aufgestellt, dass die Situation der Einwanderer stark von den lokalen Bedingungen abhängt, die sie vorfinden. Wenn wir an einen neuen Ort gegangen sind, haben wir also zunächst mit Integrationsbeauftragten, Migrantenorganisationen und Kirchengemeinden Kontakt aufgenommen und gefragt: Welche Einwanderergruppe ist hier besonders wichtig? Einerseits werden die Gruppen ja verteilt, aber es gibt eben auch Vorlieben, an bestimmte Orte zu gehen, soweit das möglich ist. Wir wollten gerade diejenigen porträtieren, die in einer Stadt entweder zahlenmäßig oder durch bestimmte Aktivitäten eine wichtige Rolle spielen. Das ist das andere Kriterium. In Gütersloh haben wir etwa Aramäer porträtiert, weil sie dort zahlenmäßig stark vertreten sind, während es sie an anderen Orten nicht so häufig gibt. Außerdem haben wir einen Portugiesen dabei, weil die Portugiesen in dieser Stadt besonders beliebt sind. Gerade während der Fußballweltmeisterschaft sind sie bekannt geworden, weil sie sich für ihre portugiesische Mannschaft sehr engagiert haben.

Je mehr das Projekt anwächst, desto eher schauen wir dann auch nach Gruppen, die noch gar nicht vertreten sind, aber die anderen Kriterien haben Vorrang.

Was haben Sie durch Ihre Arbeit mit den Menschen mit Migrationshintergrund gelernt?

Mit der Ausstellung ist mein Respekt immer größer geworden für das, was da geleistet worden ist – allein, dass man sich einer neuen Umgebung gestellt hat, ob gezwungen und nach Verfolgung oder freiwillig. Gelernt habe ich auch, was mir vorher nicht so deutlich war, dass es traumatische Erlebnisse gibt, die auch nach zwanzig Jahren noch fortwirken.

Ihre Ausstellung wächst seit vielen Jahren um immer neue Porträts an. Haben sich die Probleme, die in den Interviews thematisiert wurden, im Laufe der Jahre verlagert?

Unsere Gesellschaft hat sich schon drauf eingestellt. Innerhalb des Zeitraums, in dem wir die Ausstellung machen, hat sich auf der politischen Ebene viel getan. Die Hilfsangebote sind größer geworden. Obwohl wir noch immer sehr stark mit Rechtsextremismus und mit Fremdenfeindlichkeit zu tun haben, hat sich die Sensibilität an manchen Punkten verbessert. Das hat sich verändert, viele Dinge bleiben aber bestehen. Wenn ich den Zeitraum unseres Projektes überblicke, habe ich in den Interviews schon festgestellt, dass die Mitwirkenden ihre Opferrolle zunächst durchaus deutlich machen wollten, und dass das nun ein wenig in den Hintergrund tritt. Viele gerade jüngere Menschen beharren auf ihre Normalität und wollen gar nicht mehr mit dem Label „Migrationshintergrund“ versehen werden. Es gibt äußere Faktoren, die diese Entwicklung beeinflusst haben: Die Sarrazin-Debatte hat ganz deutlich und nicht nur bei denjenigen, die muslimischen Glaubens sind, eine Empörung ausgelöst: „Wir sind doch gar nicht so.“ Die Menschen haben die Debatte in den Medien verfolgt; da greifen Ängste um sich.

Was für einen Bezug hat die Ausstellung zu OWL?

Gut die Hälfte der Porträtierten stammt aus OWL. Wir verbinden unsere Ausstellung immer mit der Erstellung neuer Porträts, sodass jede Ausstellung eine Identifikationsmöglichkeit für die Leute vor Ort gibt.

Was für Menschen haben Sie hier in Bielefeld porträtiert?

Wir würden gerne mehr Porträts machen, aber die Finanzierung ist nicht so weit oder kann nicht weitergehen, sodass wir nur vier Porträts machen können. Die Auswahl ist dadurch nicht so sehr groß; uns war es wichtig, dass wir aus dem afrikanischen Raum Leute haben, weil die in Bielefeld durchaus eine wichtige Rolle spielen. Beim ersten Bielefelder Projekt hatten wir jemanden aus Sri Lanka. Sehr gerne hätten wir jemanden aus Griechenland, aber das sieht momentan finanziell noch schwierig aus.

Wie finanziert sich die Ausstellung? Gibt es Sponsoren?

Die Finanzierung läuft über die Veranstalter; es gibt aber auch öffentliche Fördertöpfe. Wir haben an den Orten Veranstalter, Kirchengemeinden oder Initiativen, die zum Teil mit unserer Unterstützung, aber auch eigenständig Mitfinanzierer suchen, sodass die Porträts von unterschiedlichen Sponsoren getragen werden. Das DRK ist jetzt in Bielefeld beteiligt, aber mit einem sehr nennenswerten Betrag auch das Amt für Integration der Stadt Bielefeld. Es bleibt für uns aber immer ein Teil ehrenamtliche Arbeit. Man kann das nicht in Stunden messen und es ist oft nicht ganz absehbar, wie sich das Projekt entwickelt, weil alleine die Vorbereitungsphasen lange dauern und nicht planbar sind. Es gibt etwa Menschen, die kurzfristig abspringen, weil sie Angst bekommen. Ich hatte einen Fall, da war ich beim Vorgespräch mit dem Kandidaten, und ehe es zum Interview kommen sollte, hat er mir am Telefon mit unterdrückten Tränen gesagt, er schafft es nicht, es wirft zu viele Wunden bei ihm auf.

Welches Ziel sollte mit der Ausstellung erreicht sein, damit Ihr Einsatz sich gelohnt hat?

Das Materielle lassen wir raus. Für uns ist natürlich das Tollste, wenn möglichst viele Bielefelderinnen sich dafür interessieren und vielleicht sogar ein bisschen was zum Nachdenken mit nach Hause nehmen. Wichtig ist auch, dass die, die mitgemacht haben, das Gefühl haben: da steckt Respekt dahinter. Dass sie ihr Vertrauen in uns bestätigt sehen: Wir zeigen sie so, dass sie sich nicht komisch vorkommen müssen. Zum Glück haben die porträtierten Menschen sich bei unseren bisherigen

Projekten sehr gefreut. Wir sind sehr froh, dass wir dieses Mal im historischen Museum in Bielefeld sind: Das ist ein Ort, den viele der Porträtierten in ihrer Freizeit oft nicht besuchen – und jetzt sind sie selbst Thema dort! Das ist, denke ich, auch eine Art politischer Botschaft, die in dieser Tatsache steckt. Sie gehören dazu – sowohl zur Geschichte wie zur Gegenwart dieses Landes.

Und das historische Museum ist ein sehr guter Partner. Die Zusammenarbeit mit der dortigen Museumspädagogin und dem DRK war hervorragend.